

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 147.

Freitag, 27. Juni.

1916.

(V. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Auch Frau Gröning war der Ansicht, daß ihre Schwiegertochter sich vorlaut und vorschnell über den Freund ihres Verlobten geäußert habe.

„Hansemann wird noch viel an ihr herumzuerziehen haben“, dachte sie seufzend. Frau Hannchen fand ebenfalls an Henrika zu tadeln, löhnte sich jedoch zwischendurch wieder mit ihr aus, wenn sie stundenlang mit den kleinen Gaendlerschen Vuben spielte, ihnen Geschichten von allerhand seltsamen Tieren in Kanada erzählte, wobei sie eine Phantasie und ein Schilderungstalent entwickelte, die Frau Hannchen, als sie einmal dazu kam, in helles Erstaunen versetzte.

„Schau doch hin, Franz“, flüsterte sie ihrem Gatten zu. „sie spielt den Kindern ja geradezu die Märchen vor. Ich fürchte nur, daß Subi und Kurlchen in der Nacht schlecht schlafen und am Ende von all den kanadischen Fabeltieren träumen werden.“

Sie unterbrach die Erzählerin mit der neugierigen Frage: „Sag, wo nimmst du das alles eigentlich her, Henrika?“

Henrika blühte träumend ins Leere. . . „Ich weiß nicht, es kommt so angeflogen“, sagte sie langsam und strich sich über die Stirn.

„Der arme Hansemann“, dachte Frau Hannchen voller Mitleid, „seine Socken werden sicherlich niemals, wie es sich gehört, gestopft sein, und zum Kochen scheint Henrika überhaupt keine Neigung zu haben. Sie fragt ja nicht einmal nach den Namen der Speisen, die sie hier isst, die ihr doch fremd sind. Als ich mich verlobte, habe ich mir gleich am folgenden Tage ein Diarium gekauft und alle Kochrezepte, deren ich habhaft werden konnte hineingeschrieben. Na, wenn Hans drüben Millionär wird, dann braucht sich seine Frau ja auch nicht um den Haushalt zu kümmern. Es scheint aber doch nicht so ganz leicht zu sein, das Dollarverdienen“, schloß die kleine Frau ihren Gedankengang.

Sie war ordentlich froh darüber, daß sie nicht in Kanada zu leben brauchte — und wenn es ihr dort täglich Dollars in den Schoß regnen wollte — sie wäre um keinen Preis hinübergegangen. Sie hatte die Unternehmungslust ihres im Grunde so behäbigen und gemütlichen Bruders niemals verstehen können. — Doch es mochte ja schon so sein — wen das Erwerbssieber da drüben mal gepackt hatte, den ließ es auch nicht so leicht wieder los.

An einem Nachmittage, Ende November, hatte Thea in der Leipziger Straße Einkäufe gemacht und wollte auf ihrem Nachhausewege noch ein Stück planlos dahinschlendern, bevor sie eine Elektrische zur Heimfahrt in die Kleiststraße bestieg.

Es war ihr in letzter Zeit zur Gewohnheit geworden, auf der Straße ihre Blicke unwillkürlich suchend umherwandern zu lassen. Plötzlich ein elegantes Privatauto vorüber, so durchzuckte es sie jäh: am Ende ist Fred Delarue der Insasse des Wagens?

Im Gemüth der Menschenmenge, die zu Fuß auf dem Bürgersteige dahinwogte, glaubte sie immer wieder einen blonden, kurzgeschorenen Kopf mit einem schmalen Gesicht, einem kurzen, blonden Bärtchen auf der Oberlippe und scharfen, graublauen Augen auftauchen zu sehen. . . .

Entmutigt und körperlich wie zerschlagen kam sie oftmals von ihren Gängen nach Hause, warf sich dann in ihrem kleinen Zimmer auf den Schlafdivan, schloß ihre Augen und zwang sich Freds Bild Zug für Zug vor ihren geistigen Blick. . . . So quälte sie sich dahin. Ihre neue Lehrmeisterin meinte oft anerkennend: „Fräulein Gröning, Sie haben jetzt eine Note in Ihrer Stimme, die Ihnen bisher gefehlt hat. Ich bin wirklich außerordentlich zufrieden mit den Fortschritten, die Sie machen.“

Dieses Lob tröstete Thea einigermaßen.

Ihr war es, als habe sie jetzt nur noch ihre Kunst. Sie entsam sich einer Aukerung ihres Schwagers Franz: „Du hast noch nichts Schweres erlebt“, hatte er gemeint. . . . Nun wußte sie es ja, der seelische Schmerz war auch ein gewaltiger Lehrmeister. . . . Sie litt unter der Enttäuschung, die Fred Delarue ihr zugefügt hatte. Aber mochte Henrika ihn zehnmal einen Egoisten nennen, sie glaubte doch nicht, daß er zu den Männern gehörte, die aus müßigem Spiel mit der Ruhe eines anderen Herzens selber ein wärmeres Gefühl verrotten, das sie in Wahrheit jedoch keineswegs besitzen. . . . Da mußte irgendein wichtiger Grund vorliegen, der Fred davon abhielt, ein Wiedersehen mit ihr herbeizuführen.

Ihr Blick glitt auch heute suchend über die Passanten auf der wie immer stark belebten Straße dahin und da — ganz unerwartet — stand Fred plötzlich dicht vor ihr — sie bemerkte ihn anfangs gar nicht — wie aus dem Erdboden emporgewachsen, war er mit einem Male da. . . .

Sie erschrak bei seinem unerwarteten Anblick so sehr, daß sie jäh die Farbe wechselte und eins der kleinen Pakete, die sie am Bindsfaden trug, ihren zitternden Händen entgleiten ließ.

Fred bückte sich danach und nahm ihr dann mit einem zuvorkommenden: „Sie gestatten, gnädiges Fräulein“, auch die anderen beiden Pakete ab.

„Darf ich Sie ein Stückchen begleiten, Fräulein Gröning?“

Sie nickte stumm.

Ihr Herz pochte zum Zerspringen — vor Glück — vor Furcht vor dem, was die nächsten Minuten ihr bringen konnten — ach, sie wußte es selber nicht — warum — sie fühlte nur das eine: Fred war endlich da!

Nun war alles, alles gut! Ausgelöscht die Leiden der letzten Wochen. Er würde ihr sein Fernbleiben erklären. Ein so vielbeschäftigter Mann wie er, war ja doch nicht immer Herr seiner Zeit. Nun erschien es ihr plötzlich töricht, daß sie sich so sehr feinetwegen aearämt hatte

Allein Fred kam es überhaupt nicht in den Sinn, sich Thea gegenüber irgendwie zu rechtfertigen. Er sagte bloß so nebenbei: „Ich bin inzwischen in England gewesen. Und im Laufe der nächsten Tage hole ich meine Mutter aus Wildungen ab. Meine Mutter kann es niemals lange ohne ihre beiden Zungen aushalten“, fügte er hinzu.

Er hatte solch liebes, helles Lächeln, wenn er von seiner Mutter sprach.

Thea empfand einen Stich der Eifersucht. Mit seiner Mutter würde sie sich natürlich stellen müssen. Oh, der Frau Baronin von Strodtmann würde die bürgerliche Schwiegertochter vermutlich lange nicht nach Wunsch sein. Das konnte man sich ja leicht denken.

Etwas in Thea Grönings Seele lehnte sich halb unbewußt gegen das alles auf. Er fragte beiläufig nach Genrika. Unter gleichgültigem Gepsauder hatte er Thea, ohne daß sie es gemerkt, von ihrem Wege abgelenkt, sie standen nun in der Siegesallee und schritten tiefer in den Tiergarten hinein.

Der erste Frost hatte das Laub stark entfarbt.

Es war ein grauer Tag, windig — dunkle Wolken zogen rasch und tief über die entblätterten Baumkronen dahin.

Theas Herz krampfte sich zusammen.

„Gleich — gleich wird er mich fragen — nach meinen Studien fragen“, dachte sie, und da sagte er auch schon in harmlosen Ton: „Was macht die Kunst, mein gändiges Fräulein?“

„Sie blüht und grünt, Herr Delarue.“

Eine plötzliche Kampfbereitschaft überkam sie. Warum quälte sie sich so feinetwegen? Wenn er sie wirklich gern hatte — mehr noch als nur gern, wenn es bei ihm kein müßiges Spiel war, warum machte er denn nicht dem Fangen und Bangen schnell ein Ende?

Warum redeten seine Augen ihr gegenüber eine andere Sprache als seine Lippen? Sie kannte noch so wenig die Männer. Grönings verkehrten eigentlich nur in der Verwandtschaft. Ein paar Vettern von Thea, semmelblond und höchst unbedeutend, zählten, ihrer Ansicht nach, nicht mit. Seine betrachtete sie wie einen jüngeren Bruder. . . . Fred Delarue war der erste Mann, der in ihr Leben getreten war, dessen Bild sie erfüllte.

Doch sie empfand instinktiv, daß ihr Entschluß, zur Bühne zu gehen, eine Klippe war, über die Fred nicht so leicht würde hinwegkommen können. Dabei ahnte sie ja nicht einmal, wie wichtig und kompliziert er diese Situation auffaßte. Für ihn kam ja schon der Umstand, daß sie den Entschluß hatte fassen können, Schauspielerin zu werden, mit in Betracht. Nicht, daß er hier irgendwie verallgemeinerte, nein, dazu war er denn doch zu aufgeklärt, vorurteilsfrei und einsichtig, nur seine Frau durfte nichts an sich haben, was irgendwie mit einer Kulissenatmosphäre in Verbindung stand.

Thea dachte: „Wenn er mich jetzt fragen würde, ob ich ihm zuliebe der Bühne entsagen wolle — alles, alles gäbe ich feinetwegen hin — den erträumten Lorbeer, den meine Bühnenkarriere mir bringen soll — nichts will ich weiter vom Leben, als nur ihm angehören. Ich liebe ihn ja so sehr — liebe ihn, mag er auch ein noch so krasser Egoist sein. Ja, sogar diesen Zug an ihm liebe ich.“

Sie fieberte förmlich. Sie atmete schnell, und Fred, den ein dumpfe Ahnung von dem, was sich in dieser jungen Mädchenseele toben vollzog, beschlich, sagte:

„Wir gehen viel zu schnell, gnädiges Fräulein, vergeben Sie mir das Tempo, das ich angeschlagen habe“, dann nach einer sekundenlangen Pause fügte er hinzu: „Nur mein Schritt ist so — so durchgängigerisch, sonst bin ich schwerfällig in meinen Entschlüssen — bin ein richtiger — Pedant. Vielleicht nehme ich viele Dinge zu sehr unter die Lupe. Bei zu genauer Betrachtung verliert ja so manches an Glanz und Wert, aber auch vielerlei Enttäuschungen werden einem, wenn man alles reiflich erwägt und prüft, erspart.“

Fred hätte sich selber schlagen mögen für diese Gemeinplätze, die er im Dozententon vorbrachte.

Thea schwieg und preßte ihren großen, schwarzen Fellschiff fest an ihre Brust. Sie hörte aus Freds Worten einen Sinn heraus, den zu enträtseln ihr nicht schwer fiel. Warum aber suchte er immer wieder ihre Gesellschaft, quälte sie mit Andeutungen, die ihr wehtaten, warum baten seine Augen: „Sei mir gut!“ während sein Mund solch verständige, ihr aber sehr hart dünkende Worte redete? Wohin sollte das führen? Sie — Thea, lief wie ein kleines, willenloses Lamm neben ihm her, und alles in ihr war wie stillschweigende Zustimmung: „Zuwohl, mein hoher Herr, ich warte selbstverständlich geduldig, bis es dir beliebt wird, sich zu mir armen Sterblichen herabzuneigen.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Ehre ist das äußere Gewissen, und das Gewissen die innere Ehre.
Schopenhauer.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

„Der schweigsame Chemann“.

(Eine wahre Begebenheit.)

Meine Freundin, die unlängst aus England ausgewiesen ward und die mir sehr viel Interessantes über London erzählte, fragte mich, als wir uns unlängst wieder trafen: „Erinnern Sie sich noch an Mabel Hawkins?“ „Freilich“, erwiderte ich, „ein hübsches, schlankes, lebhaftes Geschöpf, begeisterte Suffragette, von starker Beredsamkeit . . .“ „Stimmt genau“, meinte meine Freundin, „nur daß sie jetzt nicht mehr Mabel Hawkins, sondern Mabel Carpenter heißt. Aber sie jetzt jetzt alle Hebel in Bewegung, um wieder Mabel Hawkins heißen zu können.“ „Erklären Sie das, bitte, näher.“ „Gern. Zwar ist es eine etwas längere Geschichte. Doch so bezeichnend für den Gegenwartszustand der Londoner, daß ich sie Ihnen erzählen will.“

„Mabel, wie Sie wissen, erklärte jedem Mann frei heraus: „Ich werde nie heiraten.“ Sie hat für viele Engländer etwas besonders Anziehendes an sich, sie ist so fest und sicher. — Ich prophezeite ihr immer: „Nützt Ihnen alles nichts, einer wird Sie schon gewinnen.“ Dann rief Mabel stets empört — es war noch lange vor dem Krieg —: „Ihr deutschen Mädchen und Frauen habt kein Unabhängigkeitsbedürfnis, laßt den Männern nach. Von uns sollt ihr lernen, wie man die Gesellschaft zu behandeln hat.“ Der Krieg brach aus. Sie erinnern sich gewiß, daß Mabel ihre meisten und eintägigsten Stunden verlor. Denn wer sollte jetzt noch Malerei studieren oder schöne Literatur betreiben! Kurzum, das Mädchen geriet in eine arge Klemme. Sie verstand es nicht, sich einzuschränken. Die Engländerinnen sind nun einmal so. Lieber hungern, als weniger für elegante Kleider, Güte und besonders elegantes Schuhwerk ausgeben. Sie hungerte buchstäblich, lebte fast von nichts als Tee und wieder Tee. Auch ihre kostspielige, vornehme Pension mußte sie mit einer billigen vertauschen, die ihr nicht behagte. Am meisten schmerzte es sie, daß sie sich zuguterletzt gezwungen sah, aus einigen Damenklubs, denen sie angehörte, auszutreten und auch ihrem geliebten Tennis zu entsagen. Sie verwünschte die Deutschen und den ganzen Krieg.“

Der Krieg möchte etwa dreiviertel Jahre gedauert haben, als sie auf einem melancholischen Spaziergang im Hyde-Park einem alten Verehrer, Dick Carpenter, fast in die Arme lief. Sie hatten sich lange Zeit nicht getroffen und Mabel erzählte mir, daß sie sich über das unerwartete Wiedersehen aufrichtig freute. Auch ich kannte Dick Carpenter von früher her. Der typische Engländer. Kann zwei Stunden neben Ihnen herspazieren, ohne den Mund aufzutun. Die britische Reserve auf die Spitze getrieben. Sonst kein übelaussehender Junge und in einer recht gut bezahlten, sicheren Stellung. Aber sie können die Natur bewundern und über den Frühling schwärmen und er wird sagen: „Oh, yes.“ Sie stehen mit ihm an der herrlichen See in voller Brandung

und auf alle Ausrufe des Entzückens und der Begeisterung wich er höchstens sagen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen und ohne Ton in der Stimme, als handelte es sich um das Selbstverständlichste: „Very nice indeed.“ Ich glaube, daß nichts diesen Englishman aus der Fassung bringen kann, nicht einmal, wenn die ganze Welt in die Luft flöge. Dann, so denke ich, würde Did nur trocken sagen: „Oh yes, very nice indeed.“

„Warum lächeln Sie?“ fragte mich Mabel, als sie mir von ihrer letzten Begegnung erzählte. „Weil ich's schon jetzt weiß, daß Sie am Ende Dicks Gattin werden.“ „Unsinn!“ rief sie ganz empört, traf Did aber doch am nächsten Tage wieder im Hyde-Park, wo sie beide auf dem schönen, für Liebende so geeigneten Serpentin-Teich eine Ruderpartie unternahmen. Diese Ruderpartien wurden immer häufiger. Manchmal zog Mabel auch mich mit. Ich muß gestehen, sie tat mir leid, wenn sie neben diesem Eisblod im Boot saß und in der ihr eigenen lebendigen Weise die ganze Unterhaltung bestritt. Was sollte das für eine Ehe werden?! — Einmal gab es einen wundervollen Sonnenuntergang. Das Wasser leuchtete wie in tausend Flammen auf und die Wolken spiegelten sich kupferrot in den Fluten. Unwillkürlich riefen Mabel und ich wie aus einem Mund: „Wie herrlich!“ „Oh yes, very nice indeed!“ kam es mit Grabesstimme von dem tadellofen Did, der im spiegelnden Zylinder und elegant geschnittenen Bratenrock mechanisch die Ruder schlug.

Ich habe jetzt so viel über die beiden geplaudert, daß ich Ihnen etwas Wichtiges zu sagen vergaß. Nämlich — gerade damals begannen die jungen Männer eine furchtbare Angst auszustecken, man könnte sie am Ende zum Militärdienst zwingen. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht stand vor der Tür. Es ist Ihnen ja bekannt, wie es zu regelrechten Massenheiraten kam. Die jungen Männer glaubten ja, sich durch das Heiraten der Wehrpflicht leicht entziehen zu können, denn man dachte nicht an die Möglichkeit, daß etwa auch die Berechtigten aufgerufen werden könnten. Um es kurz zu fassen: Auch Did und Mabel traten vor den Traualtar. Sie, weil sie das kurze Leben einfach nicht länger ertragen konnte, und er — weil er dadurch vom Militärdienst freikommt hoffte! Ich sagte mir sofort: Auf dieser Basis ist eine wahrhaft glückliche Ehe ganz undenkbar. Es war eben eine richtige englische Kriegsheirat!

Zum Lobe Mabels sei es übrigens gesagt, daß sie mir trotz meines Deutschtums keine hochnäsigen Vorwürfe machte wie andere Bekannte, sondern mir nach wie vor die Ehre ihres Vertrauens erwies. Es überraschte mich daher garnicht, als sie nach wenigen Wochen mir rückhaltlos gestand, daß sie enttäuscht wäre. „Ich ersticke in dieser schalen Prosa.“ „Ohne eigenes Verschulden?“ „Ich tue mein Möglichstes.“ Aber haben Sie schon je von einem Gatten gehört, der mit seiner Frau kein Wort redet, ihr kein Wort erzählt?!“ Nun stand es vor mir, was ich die ganze Zeit über befürchtet hatte. „Britische Reserve“, fing Mabel wieder bitter an, „die ist ja recht schön und löblich. Den Mund halten, wenn man nicht gefragt wird — sehr brav. Geheimnisse nicht verraten — ausgezeichnet. Aber mit seiner eigenen Frau nichts reden, das ist doch des Guten ein wenig zu viel. Stellen Sie sich vor: Gegen 1/2 Uhr oder 7 kommt er aus der City nach Haus. Ich tische das Abendessen auf und brenne die ganze Zeit darauf, daß er mir etwas Nettes, Liebes, Angenehmes sagen soll. Er rührt sich nicht. Ißt und spricht kein Wort. Ißt Braten, Pudding, Käse und — schweigt. Trinkt schwarzen Kaffee und — schweigt. Steckt sich seine kurze Pfeife an — und bläht schweigend Rauchwolken vor sich hin. Fragt nicht, wie es mir geht, ob ich mich wohl befinde, ob ich Besuch gemacht oder empfangen habe. — Da er keinerlei Anlaß findet, das eifige Schweigen zu brechen, läßt es auch mein Stolz nicht zu, ein Wort zu reden. Und dabei vergehe ich einfach! Dann aber, wenn er seine Pfeife zu Ende geraucht hat, geschieht das Allerärgerste: er greift nach seinem Leibblatt, nach der „Times“, und wendet nun sein ganzes Interesse dieser Lektüre zu. Ab und zu stößt er ganz deutlich zwischen den Zähnen hervor: „Damn!“, ich glaube, wenn er von den Einberufungen liest und zu zittern anfängt, es könnte auch ihm an den Kragen gehen. Das ist aber auch das einzige Wort, das man während des ganzen Abends von ihm zu hören bekommt. Was für ein Martyrium ich jeden Abend durchmache, kann ich Ihnen unmöglich schildern. Ich versteinere in seiner Nähe!“

Ich bebauerte Mabel tief, doch konnte ich ihr nicht helfen? Konnte ich überhaupt jemand helfen? Konnte ich ihr sagen: Dieser trodene blutleere Mensch hat Sie ja nur deshalb geheiratet, um nicht zum Soldatendienste gezwungen zu werden? Konnte ich ihr sagen: So wie Did handeln jetzt Tausende und Abertausende von guten Britenöhnen?

Ein paar weitere Monate verstrichen nach dieser Unterredung, ohne daß ich von Mabel und ihrem schweigsamen Zeitungsgatten etwas hörte. Eines Morgens stürzte sie aufgeregt in mein Zimmer: „Sie sind noch die einzige, die mich zu verstehen versucht. Ich habe die Scheidungsklage eingereicht, weil ich dieses Leben nicht mehr ertrage.“

Ich nahm die unglückliche junge Frau bei beiden Händen, drückte sie ins Sofa und setzte mich zu ihr. Dann strich ich ihr beruhigend über Haar und Wangen, und nach wenigen Minuten schüttelte sie mir ihr Herz aus: „Nicht wahr, ich erzählte Ihnen doch, daß er mir kein Wort, kein einziges Wort über seine Tagesarbeit in der City, über seine Angelegenheiten, Erfolge usw. sagt. Daß er den ganzen Abend nichts anderes tut als Zeitung lesen. Eines Abends — vorgestern war es — bricht er zu meinem größten Staunen und zu meiner größten Freude das eifige Schweigen, indem er sagt: „Willst du jetzt mit mir in eine Versammlung gehen?“ „Gern“, erwiderte ich. Wir treten in einen riesigen Saal ein, zahllose Menschen sind da versammelt, lauter Ehemänner, um — gegen den Militärdienst der Verheirateten nach besten Kräften zu protestieren! Es geht äußerst bewegt zu. Wütende Reden gegen die Regierung werden da gehalten, entsetzliche Drohungen gegen die Minister ausgestoßen. „Schöne Männer und Vaterlandsverteidiger seid Ihr alle“, denke ich bei mir. Stellen Sie sich aber meinen namenlosen Schrecken vor, als — Did die Rednertribüne besteigt! Können Sie sich überhaupt denken, daß Did eine Rede hält?! Nun, er hat eine gehalten, und zwar eine solche, daß mir wahrhaft Hören und Sehen verging. Mir war, als ob er alle Kraft, alle Worte dieser zahllosen schweigsamen Abende aufgestapelt hätte, um sie jetzt in hinreißendem Redeschwall ins Publikum zu schleudern, sie den Regierungshäuptern an den Kopf zu werfen. Jeder zweite sah, den er sprach, wurde von allgemeinen „Hear! Hear!“, von wilden, fast tobenden „Cheers!“ unterbrochen. Den verheirateten Drückerbergern ist ein Anwalt sondergleichen erstanden. Ich sage Ihnen ohne Übertreibung: so vortrefflich, so begeistert, so überzeugend habe ich noch nie jemanden eine Sache verfechten hören, wie er das Prinzip verfocht, die Ehemänner dürften nicht zum Militärdienst aufgerufen werden. Freilich, es ging ja auch ihm an den Kragen! Nun, das Eis seines Schweigens ist gebrochen, endlich hat er geredet, aber nicht zu mir. Und trotz seiner vielen schönen Worte, oder gerade deshalb — denn kein einziges hat eigentlich mir gegolten — muß ich mich von ihm scheiden lassen!“

Ich habe knapp darauf London verlassen müssen und weiß daher nicht, wie dieser Scheidungsprozeß ausgefallen ist. Eines nur interessiert mich: Wie viele englische Frauen jetzt ähnliche Prozesse gegen ihre heldenhafte Männer anstrengen möchten? Und wie viele schweigsame Ehemänner, wenn sie des Abends von der unabwendbaren Gefahr der Einberufung der Verheirateten lesen, zwischen den Zähnen hervorstoßen: „Damn!“



Aus der Kriegszeit.

Kaiserbesuch. Vom westlichen Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: Das sah beinahe so aus, als wäre — am Alltag! — schulfrei. Frankreichs Jugend lief über die Straßen, Ältere standen in Gruppen beieinander, die Fenster zeigten wartende Köpfe, und fragte man jemand, was los sei, so gab's ein Achselzucken; niemand wußte was Genaues. In die arbeitssame Ruhe unseres nordfranzösischen Städtchens war urplötzlich eine erregende Welle hineingefahren. Man sah behelmte Offiziere, Musiker mit jugendfrischen „Schwalbennestern“, die vor Keubeit strahlten, und irgendwo standen die Boiten mit aufgeschlitztem Seitengewehr, wie plötzlich aus der Erde gewachsen. . . . Und dann dieses Bild, das immer wieder das deutsche Herz begeistert; Kompagnien rückten mit klingendem Spiel voran, durch die Straßen. Der Rhythmus

dieser schnurgerade ausgerichteten Züge trägt den Sieg in sich. In dieser muskelstarken, federnden Gleichheit ist alle Kraft, alles Sollen, alles Wollen — ist der große Friedrich und Kant. Ein, zwei Befehle, und eine Reihe funkelnder Bajonette säumt den Straßenrand. Dahinter drängt sich mit neugierigen Hälsen deutsche und französische Bevölkerung. Offiziere und Soldaten, Ärzte und Schwestern und Beamte, Monsieur Crepin und Madame Verthie — alle warten und spähen. Spensignale, die Musik setzt ein, fernes Hurra-rufen kommt näher — und langsam fährt in blauem Kraftwagen der Kaiser vorbei, neben ihm des bayerischen Kronprinzen scharfgeschnittene Züge. Das Gesicht ist ernst, aber über die willensstarke Miene kommt doch ein freundliches Lächeln, als die Truppen, die eben noch in den Kreidengräben von Arras kämpfend standen, nun mit funkelnden Monturen ihren Kaiser mit so frohen Blicken ansehen. . . . Jedem einzelnen ist das Glück anzumerken, dieser Stolz, daß gerade ihm es bechieden ist, dem Obersten Kriegsherrn die Ehrenbezeichnung erweisen zu dürfen. . . . Zwei Stunden währt der Besuch des Kaisers im Hauptquartier des Kronprinzen Rupprecht. Dann fährt wieder die blaue Wagenreihe zum Tor des N. O. K. dem Bahnhof zu. Die „Rue de Paris“ ist voll von Menschen, Le kaiser — jeder will ihn sehen. Wieder stößt der funkelnde Soldatenzaun vor den Gardenden, noch einmal spielt die Musik die Hymne, dankbar trifft der Blick des Kaisers die feldgraue Reihe — dieser Blick, der jeden einzelnen ins Innerste zu treffen scheint. Laut brausen die Hochs auf. . . . Tief nicht neben mir auch Monsieur Jacques? Wirklich; er sah nicht das sagenhafte Oberhaupt seiner Feinde, — er sah nur die überragende Persönlichkeit. Auch ihn hat sie bezwungen. . . . (Zens. Bln.)

Die Jagd nach Kriegsabzeichen in Frankreich. Das durch die Verhehung des französischen Volkes in Frankreich noch immer bestehende Mißtrauen gegen jeden halbwegs militärdienstfähig aussehenden Zivilisten hat zu Zuständen geführt, die dem Frieden hinter der französischen Front nicht gerade besonders förderlich sind. Überall wittert man Drückerberger, und Leute, die zum Bureaudienst im Lande selbst beordert wurden, sowie geheilte Verwundete, deren Verletzungen äußerlich nicht mehr sichtbar sind, jedoch eine militärische Dienstleistung unmöglich machen, sind auf Schritt und Tritt Anrempfungen und Verdächtigungen oft sehr peinlicher Art ausgesetzt. Darum tauchte der dringende Wunsch nach besonderen Kriegsabzeichen auf, die die genannten Personen in ihrem militärischen Verhältnis kenntlich machen und so vor unliebsamen Mißverständnissen bewahren sollen. Nach langem Zögern schenkte die französische Regierung auch diesem Begehren Gehör, und so wurden die Kriegsabzeichen für Leute, die bereits an der Front waren, sowie für alle jene, die im Lande Kriegsarbeit leisten, eingeführt. Doch damit begann auch das, was man eine fieberhafte Kriegsabzeichenmode nennen könnte, und nunmehr glaubt jeder-mann, irgendwie das Recht zu haben, auch für sich eine besondere Kriegsabzeichen zu verlangen. Charakteristisch für diese förmliche Jagd nach Kriegsabzeichen sind die zahlreichen Zuschriften, mit denen die Pariser Zeitungen in diesem Zusammenhang bombardiert werden. So verlangt im „Matin“ der Vater eines an der Front gefallenen Soldaten die Einführung eines Abzeichens für Väter, die ihre Söhne durch den Krieg verloren haben, damit dieses Opfer fürderhin nicht mehr verborgen sei, sondern zu jedermanns Kenntnis gelange. In einem anderen Brief erklärt ein junger Mann, der noch so jugendlich ist, daß sein Jahrgang erst zu den künftigen Rekruten des Jahres 1918 gehört, auch für sich und jene seiner Altersgenossen, denen die Natur bereits ein wegen des Drückerbergerfiebers unbehagliches erwachsenes Aussehen verliehen hat, ein besonderes Abzeichen. Ja selbst, die Frauen machen die Kriegsabzeichenmode mit Eifer mit. So verlangt eine junge Dame, die seit kurzem als Sekretärin eines Militärbureauchefs beschäftigt ist, daß auch ihre Würde durch ein neue zu bestimmendes Abzeichen gekennzeichnet werde.

Der vorausblickende Townshend. Da die englische Presse nach den offiziellen Bestätigungen ihrer eigenen Regierung den Fall von Kut-el-Amara in keiner Weise mehr zu verschleiern vermag, sucht sie diese schwere Niederlage wenigstens dadurch für die Bevölkerung heroisch auszugemühen, indem sie von der nunmehr bereits abgeführten Besatzung und insbesondere von dem Führer, General Townshend, die ver-

schiedenartigsten Wundergeschichten berichtet. Ganz besonders wird hervorgehoben, daß Townshend sich stets durch seine große Voraussicht auszeichnete. So heißt es, daß er bereits vor vielen Jahren klipp und klar gesagt habe, im Jahre 1914 würde ein ungeheurerlicher Krieg ausbrechen, in dessen Mittelpunkt die deutsch-englische Gegnerschaft stehen würde. Er habe ganz genau gewußt, welchen Weg die deutschen Truppen nehmen würden, und sogar mit äußerster Genauigkeit die Ortschaften genannt, die die hervorragenden Punkte der englischen und französischen Front bilden würden. Zu Hinblick auf diese wunderbaren Fähigkeiten sind die Zuschriften aus dem englischen Publikum sehr begreiflich, in denen gefragt wird, warum man Townshend, wenn er allein dies gewußt habe, nicht zum Führer der britischen Streitkräfte im Westen ernannt, sondern in den fernen Osten gesandt hätte. Noch näher aber liegt die Frage, wieso Townshend, der alles voraus weiß, gerade hinsichtlich der englischen Expedition nach Bagdad nicht klüger war als andere Sterbliche. Denn es ist doch wohl kaum anzunehmen, daß er unentwegt drauf los marschiert wäre, wenn er gewußt hätte, was ihm und seinen Truppen in Kut-el-Amara widerfahren würde. Darum bleibt den Engländern nicht einmal der Trost, in ihrem gefangenen General ein Wunder an prophetischer Kraft sehen zu können.

Wie wirkt der Hagel auf die Pflanzen? Eine besonders günstige Gelegenheit, eingehende Beobachtungen über die Wirkung des Hagelschlages auf verschiedene Pflanzengattungen anzustellen, bot das Hagelunwetter, das am 4. März dieses Jahres über die Südwestküste von Istrien niederging. Im vollen Bereich des in seiner Kraft außerordentlichen Hagelschlages befand sich die österreichische zoologische Station Rovigno (zur Bezirkshauptmannschaft Pola gehörig), die einen botanischen Garten von südlicher Pracht und Mannigfaltigkeit besitzt. Eine zusammenfassende Darstellung der Wirkung des Hagelschlages auf zahlreiche Pflanzenarten in diesen großartigen Kulturen veröffentlicht Dr. Philo Krumholz in den Naturwissenschaften. Der Hagelschlag dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, zeichnete sich jedoch durch die außerordentliche Heftigkeit und die Größe der Körner aus, unter denen sich solche im Durchmesser von 22—23 Millimeter fanden. Die Hauptgruppen der Pflanzen des botanischen Gartens von Rovigno enthalten verschiedene Straucherarten, sommergrünen Buschwald, Pflanzengattungen der Karstheide, Strandpflanzen des Salinenbodens, Kultur- und Fierpflanzen. Unter den Sträuclern zeigten sich die Erdbeerbäume dem Hagelschlag gegenüber am empfindlichsten. Blatt neben Blatt war glatt am Grunde des Stieles abgetrennt, nur die nach unten hängenden jungen Fruchtstände blieben unversehrt. Der Lorbeer hielt sich etwas besser, seine lederigen Blätter waren in geringerer Zahl zu Boden geschlagen. Hart wurde auch der immergrüne Kreuzdorn mitgenommen, der ganze Zweige verlor. Die elastischeren Pflanzen haben naturgemäß weniger unter dem Hagelschlag zu leiden. So gingen dem immergrünen Schneeball nur einige Blätter verloren, und Liguster, Myrthe und Steineiche zeigten fast gar keine Beschädigungen, die Steinlinde (ein Ölbaumgewächs) kam sogar ganz ohne Schaden davon. Der Ephen erlitt nur Risse an den Blättern der fruchttragenden Zweige. Verhältnismäßig gering war der Schaden des sommergrünen Buschwerkes. Stärker hingegen wirkte der Hagel auf die Pflanzen der Karstheide. Hier wurden ganze Äste abgerissen, und besonders bei den Wolfsmilcharten wurden die Blütenstengel geknickt. Als unverwundlich erwiesen sich die Salvia und Artemisia-Sträucher. Die Strandpflanzen zeigten sich äußerst widerstandsfähig und bei den Asphodelen wurde beobachtet, daß sie den Schlagschaden auf eine sehr einfache Weise abwehren, indem sie die Hagelkörner in die Blattwinkel hineinrollen lassen. Am schwersten unter allen Pflanzen, die dem Unwetter ausgesetzt waren, litt unter den Kulturpflanzen der Mandelbaum; Blätter, Blüten, junge und selbst alte Früchte waren glatt abgeschlagen. Dagegen zeigte der Ölbaum sich dem Hagelschlag gegenüber ziemlich widerstandsfähig. Mehr oder weniger zahlreiche Verletzungen erlitten die Fierpflanzen, wie Oleander, Zypressen und Bambus. Die Agavenblätter kamen mit Schrammen und Schürfungen der Oberhaut davon.